

Leitartikel

## Der Bundesrat – das sind wir alle

Die Bewältigung der Corona-Pandemie kollidiert frontal mit dem politisch-kulturellen Selbstverständnis der Schweiz.

Corona, dachten wir, kann uns nichts anhaben. Wir haben ein exzellentes Gesundheitssystem, wir handeln Lösungen demokratisch aus, unsere Behörden arbeiten pflichtbewusst. Darum haben wir die erste Welle gut gemeistert. Corona, merken wir jetzt, ist grösser als wir. Das Virus demaskiert unser Erfolgsmodell. In die zweite Welle stürzen wir unvorbereitet.

Die Schweiz belegt heute weltweit einen Spitzenplatz, was die Ansteckungsrate betrifft. Die unrühmliche Entwicklung wird gern dem Bundesrat angelastet. Zu spät habe er reagiert, zu wenig radikal seien die Massnahmen. Die Kritik ist berechtigt. Doch der Bundesrat ist als oberste Autorität ein Abbild der politisch-kulturellen Eigenheiten unseres Landes. Er macht nur offensichtlich, woran die Bewältigung der Pandemie in der Schweiz grundsätzlich krankt: Sie kollidiert frontal mit unserem Selbstverständnis.

### Wir Föderalisten

Wir sind stolz auf unsere Kleinräumigkeit. Wir treffen Entscheide dort, wo ihre Folgen zu spüren sind. Subsidiarität heisst das Zauberwort, und es garantiert der kulturell vielschichtigen Schweiz ein friedliches Zusammenle-

ben. Doch: Das Virus mag behäbige und dezentrale Strukturen. Es mag Absprachen und Vernehmlassungen, denn sie brauchen Zeit.

Wie föderale Bedachtheit auch in der Corona-Krise funktionieren kann – das zeigt sich in Deutschland. Kanzlerin Merkel tauscht sich zwar intensiv mit den Bundesländern aus. Aber sie scheut sich nicht, die Führung zu übernehmen. Dem Bundesrat fällt das ungleich schwerer.

### Wir Konkordanten

Das hat mit unserem gemeinschaftlichen Staatsverständnis zu tun. Wir mögen es nicht, wenn eine politische Kraft zu dominant wird, wir sind allergisch auf zur Schau gestellte Autorität. Der Bundesrat verkörpert dieses Prinzip: Die Suche nach mehrheitsfähigen Lösungen ist das Wesen der Konkordanzbehörde. Das Virus mag diese Konsensorientierung, denn sie erschwert rasche Lösungen.

Dabei könnten ausgehandelte Entscheide auch in der Pandemie funktionieren. Entscheidend ist, was danach kommt: Der Bundesrat müsste stringent kommunizieren – klare Zuständigkeiten, klare Botschaften, klare

## Wir müssen lernen, das Schweizer System auch für den Ausnahmezustand fitzumachen.

Erwartungen. Einer solchen Entschlossenheit steht jedoch eine dritte helvetische Eigenheit im Weg.

### Wir Perfektionisten

Wir mögen ausgeklügelte politische Lösungen. Wir setzen Volksinitiativen mit Vorliebe in sorgfältig erarbeiteten «Light»-Versionen um. Wir wollen es möglichst allen recht machen, es soll nie zu fest wehtun. Wir berücksichtigen die Wirtschaft, die Angestellten, das Land und die Städte. Wir wägen gerne jahrelang ab, um ja kein Detail zu vergessen. In dieser Logik handelt der Bundesrat. Er versucht laut Alain Berset, «einen sehr präzisen Weg

zu finden», um einen zweiten Lockdown zu verhindern. Das Virus mag Perfektionismus, er entschleunigt.

Was als politisches Prinzip im Normalzustand bestens funktioniert, mutet in der Krise grotesk an: Einem tödlichen Virus ist mit Präzision schwer beizukommen. Dabei wäre unser Perfektionismus auch in der Krise ein wichtiger Wert. Dafür müsste die politische Schweiz umdenken: zuerst der grosse Wurf (die einschneidenden Massnahmen), dann die Detailfragen. Und die Bevölkerung müsste beweisen, dass Schweizer Präzision auch im Privaten kein Mythos ist. Danach sieht es aktuell nicht aus.

### Wir Eigenverantwortlichen

Wir regeln unsere Angelegenheiten selber. Wir brauchen keinen Staat, der uns das Denken abnimmt. Wir bekommen es bei bald jeder Abstimmung zu hören: Eigenverantwortung ist ein schätzenswertes Gut, es wappnet uns gegen interventionistische Volksbegehren. Verständlich also, dass der Bundesrat in der grossen Krise auf diese soziale Ressource zurückgreift. Eigenwillig aber, wie sie nun gelebt wird, wenn es sie einmal wirklich braucht. Volle Restaurants in den

Städten, volle Gemeindegäle auf dem Land: Eigenverantwortung bedeutet für viele offensichtlich, sich selber nicht einzuschränken. Der Gemein-sinn: nach oben delegiert. Das Virus mag Eigenwilligkeit, denn sie erschwert die Koordination. Dabei müsste sich das grosse Wort nicht abnutzen. Die Eigenverantwortung ist in der Euphorie des Sommers lediglich in den Hintergrund gerückt. Eigentlich weiss jeder und jede ganz genau, was jetzt zu tun ist.

Das Virus rüttelt an Gewissheiten. Das ist wenig schmeichelhaft für die Schweiz, kann aber eine Chance sein. Unsere perfektionistischen Abläufe sind auf gute Zeiten ausgerichtet. Wir müssen lernen, das System für den Ausnahmezustand fitzumachen. Das kann uns in einem ersten Schritt mit Demut gelingen: Geben wir uns nicht unfehlbar, seien wir selbstkritisch, überhöhen wir die Schweiz nicht. Werden wir etwas durchschnittlicher.



Raphaella Birrer

## Am härtesten trifft die Orchester

Theater vor 50 Leuten? Das geht. Grosse Konzerte und Operaufführungen sind so nicht tragbar.

### Susanne Kübler

Wir spielen weiter, irgendwie: Dies meldeten viele Schweizer Theater, nachdem der Bundesrat Veranstaltungen für über 50 Personen bis auf weiteres verboten hatte. Wir spielen nicht, heisst es dagegen bei den meisten Orchestern und auch beim Zürcher Opernhaus. In der «Aargauer Zeitung» wurde vermutet, dass «gewisse Exponenten in den grossen Institutionen» gar nicht ungünstlich seien darüber, dass sie sich jetzt nicht mehr täglich «abrackern» müssten: «Jetzt können sie wieder die hohle Hand beim Staat machen.»

Haben Orchesterintendantinnen und Operndirektoren einfach Lust auf ein bisschen subventionierte Corona-Ferien? Nein, im Gegenteil: Sie haben alles unternommen, um nach dem Lockdown möglichst rasch wieder spielen zu können. Sie haben ihre Programme laufend den wechselnden Bedingungen angepasst. Sicherheitskonzepte wurden entwickelt, bewilligt und erfolgreich (also schweizweit ohne einen einzigen bekannten Ansteckungsfall im Publikum) umgesetzt. Und das Opernhaus hat viel Geld investiert, um das Orchester aus dem Probessaal zu übertragen und so Liveaufführungen zu ermöglichen.

Wer in den letzten Wochen im Konzert oder in der Oper sass, hat die Energie gespürt, mit der man den Neustart ermöglicht hat. Die Leidenschaft, mit der sich die Orchester in die Musik stürzten. Und auch die Begeisterung und Dankbarkeit des Publikums.

Dass nicht gespielt wird, hat nichts mit Faulheit zu tun oder mit Frust darüber, dass die Regeln für jegliche Räumlichkeiten durchgesetzt werden: Die 50er-Limite gilt im KKL wie im Kellertheater. Sondern nur damit, dass es wirtschaftlich nicht möglich ist.

Man kann das Zürcher Tonhalle-Orchester Zürich als Beispiel nehmen: 1224 Plätze hat die Tonhalle Maag, zuletzt durften maximal 560 Karten verkauft werden – finanziell endete so jede Aufführung im Minus. Wenn nun nur noch 50 Besucher zugelassen sind, reduziert sich die Auslastung auf 4,8 Prozent. Von diesen Einnahmen müssten der Reinigungsdienst, die Technik, ein Sanitärer und das Personal für die Umsetzung des Corona-Sicherheitskonzepts bezahlt werden. Am Ende eines Monats hätte man ein Defizit von einer Million Franken – und eine gefährliche Hypothek für die Zukunft.

Natürlich: Auch die Theater werden tiefrote Zahlen schreiben in den kommenden Wochen. Aber nicht in diesen Dimensionen. Die Produktionsbedingungen sind andere, die Säle sind kleiner, die Besetzungen ebenfalls; es braucht weder Solisten noch Dirigenten. Schauspiel mit zwei Protagonisten ist möglich, Orchestermusik nicht. Andere Musik schon – das Beste, was man derzeit hoffen kann, ist deshalb dies: dass freie Musikerinnen und Musiker, die wegen Corona in existenzielle Nöte geraten sind, den Zwang zum kleinen Format zu ihren Gunsten nutzen können.

Auch die grossen Institutionen werden wohl früher oder später alternative Projekte anbieten. Aber vor allem werden sie sich damit herumschlagen müssen, dass sie auf unbestimmte Zeit keinerlei Planungssicherheit haben. Das Opernhaus wird danach Produktionen im Spielplan haben, die gar nie geprobt werden konnten; und auch bei den Sinfonieorchestern gilt es, die Programme und die zugehörigen Verträge immer wieder neu aufzudatieren. So mutig und optimistisch sie nach dem Lockdown gestartet sind: Dieser zweite Stopp wird schwie-riger zu überwinden sein.

## Die Schweiz riskiert den Sonderfall

Leben mit dem Coronavirus Während Deutschland und Frankreich das öffentliche Leben wieder stark herunterfahren, setzt die Schweiz wie Schweden auf vergleichsweise milde Massnahmen. Dahinter steckt eine Strategie, die in Ärztekreisen zunehmend Anklang findet.

### Jacqueline Büchi

Bloss kein Jo-Jo-Effekt. Marcel Tanner, Epidemiologe und Mitglied der wissenschaftlichen Taskforce des Bundes, greift zu einem alltagsnahen Vergleich: Man kenne es vielleicht von der letzten Diät, auf schnelles Abnehmen folge schnelles Zunehmen. Mit dem Bild versucht er zu erklären, warum die Schweiz gerade tut, was sie tut.

Weshalb der Bundesrat weniger restriktiv agiert als die Regierungen anderer Länder Europas. Warum er die Restaurants und Bars bis 23 Uhr offen lässt, Fitnesstrainings und Museumsbesuche erlaubt, während Deutschland und Frankreich wieder in einen (Teil-)Lockdown gehen.

Die Möglichkeit eines Circuit Breakers – eines strengen Kurz-Lockdown – würde zwar auch in der Schweiz diskutiert. «Wenn Sie danach aber ohne weitere Massnahmen in die alte Übertragungssituation zurückkehren, sind Sie nach drei Wochen wieder in derselben Situation», sagt Tanner. Bloss kein Jo-Jo-Effekt.

### Eigenverantwortung

Im Kampf gegen Covid-19 gab es in Europa zu Beginn zwei Glaubensschulen: Die Anhänger des schwedischen Modells setzten auf Eigenverantwortung, während in den meisten anderen Staaten die Überzeugung vorherrschte, ohne schmerzhaftes Eingreifen werde es nicht gehen.

Inzwischen kann in Schweden kaum mehr von einem Sonderweg gesprochen werden: Mit einer 50-Personen-Limite für öffentliche Veranstaltungen war das Land den Sommer über strenger als manch anderes. Jetzt, während der zweiten Welle, fällt die Schweiz mit ihren moderaten Regeln mindestens ebenso stark auf.

Welche Überlegungen dahinterstecken, ist einem Strategiepapier von Bund und Kantonen zu entnehmen, das diese Woche publik wurde. Darin ist wiederholt von «Mitigationsmassnahmen» die Rede. Mitigation heisst: Die Folgen der Epidemie werden gemildert, indem man etwa Risikogruppen speziell schützt. Das Gegenteil davon wäre Containment: So heisst die Strategie, deren primäres Ziel eine Eindämmung der Epidemie ist.

Man könnte auch sagen: Die Schweiz versucht, mit dem Virus zu leben. «Eine Einschränkung des öffentlichen Lebens wie im März/April 2020 soll verhindert werden», lautet ein zentraler Punkt im Strategiepapier. Die Corona-Massnahmen sollen so weit wie möglich auf die Eigenverantwortung der Schweizer Bevölkerung setzen, «mit dem nötigen Augenmass und so milde wie möglich ausgestaltet» sein. Es gelte, menschliche Opfer zu vermeiden und die wirtschaftlichen Schäden gleichzeitig tief zu halten.

### «Nicht um jeden Preis»

Es ist eine Strategie, die dem Bundesrat harsche Kritik beschert hat. Gleichzeitig kommen immer mehr Mediziner, in der Schweiz und im nahen Ausland, zum Schluss: Anders geht es nicht.



## «Mit dem Hammer kommen Sie gegen eine Pandemie nicht an.»

Josef Widler, Präsident der Zürcher Ärztesgesellschaft



Marcel Tanner (l.) und Josef Widler. Fotos: Andrea Zahler, Keystone

So sagte der österreichische Infektiologe Franz Allerberger, Leiter der Abteilung für öffentliche Gesundheit bei der staatlichen Agentur Ages, in einem Radio-interview: «Jeder von uns wird das Virus früher oder später kriegen, ausser er stirbt vorher.»

In Deutschland veröffentlichte der Dachverband der Kassenärzte am Mittwoch ein Positionspapier mit derselben Stossrichtung: «Wir müssen uns ehrlich eingestehen: Dieses Virus wird uns die nächsten Jahre begleiten», heisst es im Dokument, das von mehr als zwei Dutzend Ärz-teverbänden unterstützt wird. Auch ein Impfstoff werde nur ein Mittel unter vielen zur Bekämpfung der Pandemie sein.

Die renommierten Verfasser lehnen den neuerlichen Lockdown in Deutschland explizit ab und schreiben, der Rückgang der Fallzahlen sei politisch zwar eine dringende Aufgabe, «aber nicht um jeden Preis». Sie plädieren dafür, verletzliche Personen zu schützen, indem etwa Besucher und Personal in Altersheimen regelmässig getestet werden.

Dank eines Ampelsystems soll eine drohende Überlastung des Gesundheitwesens frühzeitig erkannt werden. Vor allem aber plädieren sie für: Eigenverantwortung. «Verbote oder Bevor-

mundung haben eine kurze Halbwertszeit und entsprechen nicht unserem Verständnis einer freiwillig demokratischen Grundordnung.»

Auch wenn das Dokument den Titel «Gemeinsame Position von Wissenschaft und Ärzteschaft» trägt, sind längst nicht alle Mediziner in Deutschland damit einverstanden: Viele Virologen und Epidemiologen distanzieren sich davon. Es ist ein Konflikt, wie ihn die Schweiz auch kennt. Er lässt sich auf die Formel herunterbrechen: Die Praktiker gegen die Theoretiker.

Denn auch hierzulande halten prominente Forscherinnen wie die Virologin Isabella Eckerle einen neuerlichen Lockdown für alternativlos, während manche Hausärzte ganz andere Töne anschlagen. Josef Widler, Präsident der Zürcher Ärztesgesellschaft, sagt etwa: «Mit dem Hammer kommen Sie gegen eine Pandemie nicht an.» Gefragt sei ein Rezept, das langfristig funktioniert.

Alle Hoffnungen auf eine baldige Entwicklung eines Impfstoffs zu setzen, hält er für falsch. «Wenn wir bald einen haben, ist das ein Geschenk. Wir sollten aber für die andere, wahrscheinlichere Variante planen.» Und dies bedeute, dass man Lokale nicht auf unbestimmte Zeit schliessen und

nicht jede Kontaktperson amtlich befragen könne.

Er rate seinen Patienten jeweils, sich im Zweifelsfall so zu verhalten, als ob sie ansteckend wären. «Es nützt nichts, immer neue Massnahmen zu erfinden. Am wichtigsten sind und bleiben die Distanz- und Hygieneregeln – sowie in gewissen Situationen das Tragen einer Maske.» Ausser den Pflege- und Betreuungsbedürftigen habe es jeder selber in der Hand, sich nicht anzustecken, so Widler.

### «Viel Luft im System»

Eine Gruppe von über hundert kritisch eingestellten Medizinern hat dem Bundesrat bereits im Zuge der ersten Welle einen offenen Brief geschrieben und eine Lockerung der Massnahmen verlangt. Der Leiter der Gruppe, die sich «Ärzte mit Blick aufs Ganze» nennt, ist Daniel Holtz, Gefässspezialist in Rapperswil und Belegarzt am Spital Walenstadt.

Holtz betont, er sei kein Corona-Skeptiker, gewisse Präventionsmassnahmen seien nötig. Aus seiner Sicht sei aber noch «zu viel Luft im System», die Kollateralschäden für die Wirtschaft und die Einzelnen seien weiterhin erheblich. Gleichzeitig sei er positiv überrascht, «dass der Bundesrat es sich verneinen konnte, in

### Der Kanton Jura greift durch

Und wieder sind es mehr als 9000 Fälle. Die Schweiz hat am Freitag 9207 neue Corona-Infizierte verzeichnet, 1,4-mal so viele wie eine Woche zuvor. Es könnten noch mehr sein, das BAG ist im Rückstand bei der Erfassung. Die Zunahme spüren auch die Spitäler. Laut Taskforce-Chef Martin Ackermann mussten nicht dringliche Eingriffe und Operationen verschoben werden. Darum haben erste Kantone reagiert: Jura hat den Ausnahmezustand ausgerufen, alle Bars und Restaurants sowie weitere öffentliche Einrichtungen geschlossen. Zudem werden Ansammlungen von über fünf Personen untersagt. Auch im Kanton Neuenburg werden Treffen so beschränkt. In Bern wurden Bars, Fitnesscenter und Museen bereits vergangenes Wochenende geschlossen. Gemäss der Vereinigung der Kantonsärzte ist es nicht ausgeschlossen, dass andere Kantone bald nachziehen. (zju)

einen Aktivismus zu verfallen wie Deutschland oder Frankreich.»

Umfragen deuten darauf hin, dass die Schweizer Bevölkerung die Corona-Politik des Bundesrats mehrheitlich mitträgt. Laut dem am Freitag veröffentlichten «Corona-Monitor» des Forschungsinstituts Sotomo finden die sogenannten Slowdown-Massnahmen wie etwa die Sperrstunde in Gastrobetrieben oder die ausgedehnte Maskenpflicht bei den Befragten eine klare Mehrheit. Gespalten ist das Land, wenn es um die Möglichkeit des Circuit Breakers geht.

### Bevölkerung muss mitziehen

Für Marcel Tanner ist es nichts als verständlich, dass Forscher und Hausärzte einen anderen Blick auf die Dinge haben: «Der eine modelliert an seinem Computer, was passieren könnte, wenn sich das Virus ungehindert ausbreitet. Und der andere sieht seinen Patienten, dem das Aus-harren in der Zweimittlerwohnung psychisch stark zusetzt.»

Fakt sei, dass bei Fallzahlen in der derzeitigen Höhe eine vollständige Eindämmung nicht mehr möglich sei. «Es kommt zu einer Durchseuchung, zunächst zumindest in gewissen sozialen Blasen.» Das Ziel müsse nun sein, die Risikopatienten vor einer Infektion zu schützen und eine Überlastung des Gesundheitssystems zu verhindern. Dies funktioniert laut Tanner aber nur mit Massnahmen, «die die Bevölkerung versteht und so über längere Zeit durchhalten muss».

Tanner ist also ebenfalls einer, der sagt, man müsse mit dem Virus leben lernen. Und trotzdem, betont er, «dürfen wir uns jetzt nicht alle die Masken vom Gesicht reissen, weil unser Gesundheitssystem sonst zusammenbricht und dadurch unnötig hohe Opferzahlen und Kollateralschäden resultieren». Schweden stellt er ein gutes Zeugnis aus: «Es ist ihnen gelungen, die Bevölkerung mitzunehmen, auch mit Massnahmen zur Reduktion der Kontakte, die strenger waren als jene der Schweiz.»

## Lob der Maske

Vom Revival alter Kulturtechniken: Flirten und verstecken.

### Christoph Heim

Jüngst erklärte mir ein Bekannter – er ist wie viele von uns ein Meister darin geworden, die allgemeine Verschlechterung der Lebensumstände schönzureden –, dass die Maskierung der Gesichter im öffentlichen Raum trotz allem auch etwas Gutes habe. Ob es mir nicht auch schon aufgefallen sei, fragte er, meine Zustimmung sogleich gewinnend, dass die Augen bei weitem das Interessanteste seien am Menschen? Wenn er im Supermarkt einen Einkauf tätige, dann begänne er unwillkürlich mit den am meisten funkelnden darunter zu flirten.

Das ist ein Wort, das wir lange nicht mehr gebraucht haben. Mir scheint

jedenfalls, dass die dazugehörige Kulturtechnik ausgestorben ist. Bei der plumpen Annahme, wie sie etwa in Fernsehformaten wie «Bachelorette» gang und gäbe ist, will es jedenfalls nicht passen.

Nun also flirten sie wieder, die Männer und Frauen, dass es eine Lust ist. Und wenn die Maske beim Flirten doch fällt, dann paart sich die Lust auf das Gegenüber nicht selten mit purem Erschrecken. Denn so interessant die Augen sein mögen, das Gesicht unter den funkelnden Augen ist dann doch oft schlicht eine Enttäuschung.

Auch zum Versteckspiel, das ja nichts anderes ist als ein Flirt mit umgekehrten Vorzeichen, eignen sich Masken.

So hat mein Gewährsmann kürzlich in einem Laden eine Bekannte trotz Maske erkannt. Da er sich nicht auf ein Gespräch einlassen wollte, habe er sich, anstatt zu grüssen, abgewandt in der Annahme, dass er nicht erkannt worden sei. Glücklicherweise verspürte auch jene Dame wenig Lust auf eine Begegnung, und so ging man aneinander vorbei wie zwei Fremde.

Obwohl man sich gegenseitig erkennt, ist die Maske eine grossartige Tarnkappe. Auch wenn sie das Gesicht nur halb verdeckt, kann man sich, und das scheint auf allgemeine Akzeptanz zu stossen, ganz dahinter verstecken. Inkognito in der Öffentlichkeit: Vielleicht ist das ja sogar eine ganz reale Verbesserung der Lebensumstände.

### Widmers Woche

